

Unterhaltungsbeilage

der „Saale-Zeitung“

Nr. 164

Mittwoch, den 28. Juli

1920

Meerkatz.

Roman von
Fedor von Zobeltitz

Handwerk verboten.

„Ich helfe Ihnen,“ sagte Falkenstein.
Sie sprach nicht zusammen bei dem Unerwarteten seiner Erscheinung, wohl aber sah Falkenstein, daß eine rasche Blüte über ihre Wangen ging — und in dem Moment, da sie das Erwidern schämen mochte, schaute ihr Gesicht sich noch dunkler.
„Dante sehr,“ entgegnete sie. „Wo kommen Sie her?“
„Aus meinem Zimmer.“
„Und es ergeht Ihnen wie mir. Wald und Heide loden mehr als das Bett.“

„Ja, aber...“ Er sprach von dem Fehlen seiner Büchse und seinem Bedacht, ohne den Namen Jungbarns zu erwähnen. „Die Sache ist einfach,“ fuhr er fort. „Die Kutschkammerkassiers sind erst seit kurzem für den Jagdgebrauch eingekauft worden. Wie alles liegt, möchte ich fast annehmen, daß meine Waffe für die Führung der Strauße benutzt worden ist.“

Das Interesse an dem Vorgang ließ Anita vergessen, daß Falkenstein „Wald“ für sie sein sollte.

„Und Sie ahnen nicht, wer der Verbrecher sein könnte?“ fragte sie höflich.

„Ich habe noch keine Bestätigung für meinen Verdacht. Da aber die Waffe fehlt, ist es möglich, daß sie heute nacht zu einer neuen Richtmündigkeit benutzt wird. Deshalb wollte ich auf die Verge.“

„Ich komme mit,“ sagte Anita eifrig — und fügte, wieder unter leichtem Erwidern, etwas flüchtig hinzu: „Wenn Sie gefahrlos, Herr Falkenstein.“

„Er fachte ihr Feuer, dann seinen Braunen und führte beide Gänse auf den Hof. Im hellen Mondenschein fand da eine groteske Gestalt: ein buckiger Mensch mit frammen Beinen, eine bewehrte Nase im blauen Gesicht, ein Kalbhorn in einem fastmännlichen Gewand, einen hohen Stod in der Faust. Das war Kutschkassier, der Gutsnachwächter.“

„Guten Abend,“ gütten Rabend, gnädiges Fräulein...“ Dabei zog er seinen Hühnerkopf, einen Kopf wie eine plattgedrückte Melone, und verbeugte sich schiefseitig.

Falkenstein gab ihm eine Zigarette und ließ ihn die Pferde halten.

„Aufpassen,“ sagte er, „wir reiten auf die Verge, zu Hühner und Hühnerstod, mal sehen, ob da wieder was passiert ist. Bis nach, Herr: Du bleibst auf dem Hofe, aber verdeckst dich hinter den Büschen an der Kränke. Und daß ich nicht sofort auf, ob sich jemand hier zeigt.“

Kutschkassier nickte verständnisvoll. „Ich spüre 'n gleich ins Strighenhäus,“ antwortete er. „Ich krieg' n von hinten ins Genick.“

„Das braucht es nicht,“ entgegnete Falkenstein lächelnd. „Brauchst bloß aufpassen, wer es ist, und meldest es mir morgen.“

Der Alte nickte den Kopf. „Ich krieg' n von hinten ins Genick,“ wiederholte er; „das ist mein Gift, Herr Falkenstein — sunst leest er mir davon. Ich pad' 'n von hinten ins Genick und dröh' die Faust zweimal herum, so vergeißt 'n der Kramzug. Denn spüre ich 'n ins Strighenhäus.“

„Also mein Weg,“ sagte Falkenstein, „trieb ihn von hinten ins Genick, wenn's schon so sein soll. Jedenfalls daß mir an.“

Anita sah bereits im Sattel. Falkenstein schwang sich im Winkel empor. Dann ritt sie langsam zum Hofe.
„Ruh sind wir unterer Seite ja sicher,“ meinte Anita lachend; „wenn Kutschkassier von hinten ins Genick haut.“
„Grüßlich,“ entgegnete Falkenstein, „blau verdammt, wann“

mal sein Fried. Keulich hat er einen Stroch so lassen wollen. Aber es ist ungelohnt an. Der Stroch hat aufgefressen. Eine Gesicht für die fliegenden Väter. Unädiges Fräulein, Verzeigung, wenn ich mit einer Mahnung erlaube. Es ist möglich daß auch in mir ein wenig Strolche zu tun bekommen. Seien Sie bitte vorsichtig und halten Sie sich immer an meiner Seite.“

„Soll gegeben. Im übrigen steht Furcht nicht im Verston meiner armen Seele. Außerdem: auch Frau von Selbmann hatte die Wüchit, Ziralfreure auszuschließen, um den Schurken zu fangen.“

„Es ist nur die Frage, ob er sich fangen läßt.“

„Frau von Selbmann glaubt an einen Mann in Weißer Kleidung.“

„Nicht möglich. Auch Selbmann hat sich geirrt haben.“

„Er beschneidet das Gesicht. Natürlich wie soll ein Weiß dazu kommen? Die Niederträchtigkeit ist doch gegen meinen Vater gemüht. Dasselbe Kutschkassier bedacht gegen einen feindlichen Nachbarn zu haben.“

„Kann sein. Mich irritiert nur meine sehende Büchse.“

„Es wird sich ja auflösen.“ Unädiges Fräulein, ich schlage vor, daß wir uns links halten und uns durch die Kiefern dem Guter nähern. Die Strauße sind Gewohnheitstiere. Sie nisten nie auf der rechten Seite.“

„Einverstanden.“

Die beiden hatten Park und Wiesen hinter sich und liefen auf dem gewunden Sandwege nun die Gänge laufen.

Es war ein wunderbarer Mitt durch allen Rauber der Mondnacht. Doch den beiden fehlte heute der Sinn für die Metze der Natur und das Spiel der Vögel ringsum. Sie trugen sich mit eigenen Gedanken, die ungeliebt waren, von denen sie aber ahnten, daß sie sich begegnen. Es war bei jedem ein Gedankenstrom vor sich selbst und ein Stöhnen zum andern. Und in jedem wohnte auch eine heimliche Scham, der andre könnte wissen, daß sein Denken bei ihm war.

Die Kutschkassiers des Jankens und Streitens waren verzessen. Sie dachten gar nicht mehr daran. Ihre Seelen waren voll Güte und fest von aller Richtigkeit. Eine Umgestaltung hatte sich in ihnen vollzogen, die erklärlich war; denn sie bekamen sich danach. Und ihnen unbedeutend tat hier auch die Natur ein stillschweigendes Wert: die Stille der Nacht und ihre Schönheit.

Nun war der Wald seine Schatten. Lauer über den Weg fiel das Schwarz der Stämme, doch im Moosgrün unter dem Nadelholz fand das Mondlicht noch immer Gelegenheit zu seinen glänzenden Schildereien; trängte sich um die Barne, lupfte über den Nadelnadelbüsch und blüdete die zierlichen Epheu des Wärrapps. Über der Strauße war nicht völlig wolkent. Inzwischen umschleuderte sich der Mond, und dann wurde sein Gold ein fahles Gold. Inzwischen wußte es auch ganz, und in dem wolkenden Duster verlor sich das Schwarz der mächtigen Bänken.

„Verzeihen mir uns auch nicht wieder?“ fragte Anita.

„Et ein, gnädiges Fräulein — jetzt kenn' ich mich aus.“

„Es war noch ganz hübsch.“

„Es war wunderbar.“ Es war eine unergründliche Erinnerung. Und denken Sie, daß ich in meinem Roman —“

Er brach rasch ab. Er wollte nicht davon anfangen.

Aber nun traf ihn das Auge Anitas: nicht in jedem Wort oder in verlegendem Hochmut — es war ein Blick des Botschurs, in dem er wie einen Festklang auch einen Ausdruck von Trauer sah.

„Mönnen Sie denn nicht vergeben?“ fragte sie.

Der Ton rührte ihn. „Sie sollten bitten,“ antwortete er, „nur aber bitte ich. Ich bitte Sie, das Gewesene zu vergeßen.“

Und rasch das Thema wechselnd, um sich vom Strömen des Gemüthens nicht überwältigen zu lassen, fuhr er fort: „Ich wollte erzählen, daß ich unterer Verston im Walde in meinem Braune verweilend habe. Er hatte sich aufwend ein.“

Stud anhalten müssen. Alles hat mir viel gefallen. Aber es kam doch Soberin drin, da paßen und was verprechen. 's Beste dran ist der vierte Akt und da Figur von dem Alten. Reipst!“

Mit seinem schriftstellerischen Erstlingswerk war Ganghofer im übrigen wieder in die Pfade eingetreten, die schon te: Knabe beschränkt, der Student und lassende Literaturanfänger aber wieder verlassen hatte, um schließlich nach Jrr- und Abwegen wieder zu seiner ersten Liebe zurückzukehren. Der achtjährige Kubwig hatte schon ein Trauerspiel verbrochen, das den Titel „Die heilige Genoveva“ führte. „Das Stück,“ so erzählt der launige Dichter in seinen Lebenserinnerungen, wurde nur ein einziges Mal und auch dann nur zur Hälfte aufgeführt und erlebte einen klugen Durchfall. Als nämlich das Kindermädchen meines jüngsten Bruders als Genoveva mit dem Kinde im Arm, das den Schmerzreich darstellte, und einer Pflanze, der die Rolle der mildthätigen Hirschlub übertragen war, auf dem schwanenden Podium des Freilufttheaters ihre Deklamation beginnen wollte, gab der Bühnenboden nach. Die fromme Dürbern plumpste zwischen die getrennten Bretter der heiligen Boden bildenden Brücke und schlug sich die Nase blutig, das Anhängen Schmerzreich fing darauf förmlich zu schreien an, und die ganze Hirschlub wurde isen und rannte davon. Nach solcher Gefährdung der öffentlichen Sicherheit wurde das Stück verboten.“

Chinesische Staatsweisheit. *)

Meines Vaters.

Unter den großen Herrschern merkte das Volk kaum, daß sie da waren. Ihre Nachfolger wurden geistlos und gelobt. Deren Nachfolger wurden gefürchtet und bewen Nachfolger wurden verachtet. Darum: Wer nicht glaubt, wahrlich dem wird nicht geglaubt werden. Wie abwägend sie in ihren Worten waren, sie vollbrachten Taten, vollenteten ihr Werk und das Volk wird dieksen ganz wie selbst.

Anpassung an den Wechsel.

Besser Regierung unbedünkert, ganz unbedünkert ist, dessen Volk wird wahrlich gedeihen. Bessen Regierung scharf ist, zu scharf, dessen Regierung wird zerbrochen werden. Leid, — es wächst aus dem Glück. Glück, — es verdirbt nur das Leid. Wer aber weiß das Ende? Wo nicht Geschicklichkeit ist, Da werden die Behüngen zu Schelmen, zu Henglern werden die Guten. O menschliche Verblendung, die kein Ende nehmen will!

Vom Schaden der Gahrheit.

Das Volk hungert, weil der Staat zu viel Steuern frist. Darum hungert es. Das Volk ist müde, weil der Staat zu viel regiert. Darum ist es müde zu laufen. Das Volk den Tod gering achtet, weil es noch des Lebens Ueberfluß trachtet. Darum es den Tod gering achtet. Doch wer nicht mehr am Leben hängt, ist weiser, als wer nach ihm drängt.

Bunte Zeitung.

Der „Muttergott der Seele“. Als Muttergott der Seele bezeichnen zwei französische Militärärzte eine durch die Kriegspychose ausgelöste Nervenantheit, mit der sie sich in einem Artikel des „Mercure de France“ beschäftigen. Es ist für unser psychisches Gleichgewicht eine unerlässliche Bedingung, daß unser Empfindungsleben über ein Sicherheitsventil verfügt, dessen Öffnung aber nur langsam und gradweise erfolgen darf, weil die durch eine plötzliche allzu verlängerte kleiner Gefühlsregungen herbeigeführte vollständige Verblöndung

des Bewusstseins schwere Erregungszustände auszulösen imstande ist. Das Kampf- und Erleben des Krieges hat, abgesehen von den schweren Formen der eigentlichen Geistesstörung, nur zu häufig verdrängte Ueberreizungen bewirkt, die sich in Schlaflosigkeit, Weintränken und anderen hysterischen Begleiterscheinungen äußern. Ueberspannung der Willenskraft sowie vom höchstmaß geistiger Anstrengungen der Kaltblütigkeit haben nach dem Nachlassen der Nervenpannung tiefen seelischen Depressionen den Boden bereitet. Die Moral der von diesem Erregungszustand befallenen Personen erleidet eine tiefgehende Veränderung, auch wenn das geistige Vermögen unberührt und lebendig bleibt. In dem blutigen Geiste setzt sich der Gedanke fest, daß der Betroffene unfähig ist, den Kampf ums Dasein weiterzuführen; die Hemmungszentren erleiden eine Erschlaffung, und jede von außen kommende Erregung, auch wenn sie geringfügigster Natur ist, stellt sich als unerträglich dar. Das war während des Krieges die Tragödie vieler Helden, die sich über Nacht zu Feiglingen wandelten, das ist heute wieder die Tragödie vieler Heimgekehrter, die außerstande sind, sich ein neues Leben aufzubauen. — Man hat die gleiche Beobachtung auch in Deutschland gemacht, und diese Form der Psychose tritt hier nicht nur bei Kriegsteilnehmern, sondern auch bei Frauen auf, deren Nervensystem durch die langjährigen Aufregungen und durch die Ernährungsstörungen so gelitten hat, daß schließlich ein psychischer Zusammenbruch erfolgte.

Auf Cuba wird man am schnellsten reich. Die sprichwörtlichen Beispiele, die die Vereinigten Staaten in der Kunst des raschen Geldmachens der Alten Welt gegeben haben, werden heute von der raschen Reichtumsbildung, wie sie sich in den letzten Jahren auf Cuba vollzogen hat, völlig in den Schatten gestellt. Es gibt, wie amerikanische Blätter nicht ohne Reiz bemerken, dort heute kaum einen gewissen Lebenswengel, der in den letzten vier Jahren durch die Inflationsspekulation nicht zum Reichtum geworden wäre. Bezüglich für den blühendsten Ausblick ist der folgende Fall, der für die heutigen Zustände auf der Insel typische Bedeutung hat. Kam da jüngst zu dem Präsidenten der Cuba Cane Corporation ein Herr, der hier zuerst nicht bekannte. Seine Besucher fragte den verlegten dreißigjährigen Präsidenten, ob er den Mann denn nicht wiedererkenne, der ihn drei Jahre lang das Holz in die Hände gebracht hatte. Im Verlaufe des Gesprächs stellte sich dann heraus, daß der Holzträger inzwischen der Besitzer einer Zuckerplantage geworden war, die Jahr für Jahr rund 46 Millionen Kilogramm Zucker liefert und ihrem Besitzer ein jährliches Einkommen über

Literatur.

„Ein humorvoller Loter“ Richard Debelind, einer der allergrößten Mathematiker der Neuzeit und langjähriger Professor der technischen Hochschule seiner Geburtsstadt Braunschweig ist dort vor wenigen Jahren — 1916 — im hohen Alter von 84½ Jahren gestorben. Schon zwölf Jahre vorher war Debelind einmal schließlich als tot bezeichnet, und hiervon erzählt W. Ahrens jetzt in der neuen Auflage seiner „Mathematiker-Anekdoten“ (Teubner, Leipzig) eine lustige Geschichte: Als im Jahre 1904 der dritte internationale Mathematiker-Kongreß in Heidelberg abgehalten wurde, widmete der Teubnerische Verlag den Teilnehmern die's Kongresses einen eigens hierfür bereitgestellten „Tatillische Verlagskatalog, zu dem Prof. Felix Müller als besondere Festgabe ein „Gedenktagbuch für Mathematiker“ beigeuert hatte. In diesem sehr praktischen und reichhaltigen Tagebuche war nun infolge irgend eines Versehen, wie sie aber einmal vorkommen können, unter dem Datum des 4. September angegeben: „1899. Richard Debelind ist zu Braunschweig †“. Der berühmte Gelehrte nahm diese Angabe seines Todestages — 4. September 1899 — mit Heiterkeit auf und schrieb dem Verfasser des „Gedenktagbuches“ einen Brief etwa folgenden Inhalts: „Sehr verehrter Herr Kollege! In Ihrem wertvollen „Gedenktagbuch für Mathematiker“ haben Sie auch meiner freundlich gedenkt. Ich danke Ihnen dafür verbindlich, erlaube mir aber, Sie darauf aufmerksam zu machen daß in der Angabe meines Todestages wenigstens das Jahr nicht richtig sein dürfte.“

Sie beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstr. 40
S. 4220



„O wie häßlich!“ rief Anita. „Das Gebotter?“
„Es gab eine gute Schidung.“
„Und auch meine Unfall? Welchen Plump von Gaulte?“
„Ja, auch den... Es war nämlich merkwürdig. So ganz von selbst hat meine Heidin Jüge Ihres Porträts angenommen... Ein bißel glück ich Ihnen ja schon von Anfang an — und dann floh immer mehr von Ihrer Gegenwart in ihr Wesen hinein. Hoffentlich sind Sie nicht böse darüber?“
„Aber nein. Im Gegenteil! Sören Sie, das macht mich ordentlich stolz. Wenn nämlich — Ihre Heidin ist doch nicht etwa ein Feindbild?“
„Er lachte fröhlich auf. „Es geht an.“ sagte er. „Sie ist ein liebes Mädchen, aber ein Eueropäer. Sie ist stets auf der Suche nach sich selbst, vertritt sich jedoch dabei wie wir im Walde. Sie glaubt, sich zu kennen, seht aber zu viel mit überpersönlichen Ideen um sich, und so muß denn erst ein anderer kommen, um ihr zu zeigen, was sie wirklich ist.“
„Und was ist sie?“
„Ich kante es Ihnen ja schon: ein liebes Mädchen.“
„Das ist zu wenig.“
„Nicht für den anderen.“
„Wann kann ich die Herrschaften kennen lernen?“
„Hallenstein sörgerte mit der Antwort. Wenn er seinen Knecht nicht noch Anita vorlas, so war das nichts anderes als ein Aufstun seines Herzens. Es war ein Freigeben seiner Gefühle.
„Schändiges Fräulein.“ sagte er, „ich bitte abermals. Der Roman soll morgen früh abgeschlossen werden. Lassen Sie sich Zeit, bis er gedruckt ist. Wenn er überhaupt je gedruckt wird... Und wenn nicht, so schreibe ich Ihnen: ich lese ihn Ihnen vor, erhe ich ihn verbrennen und meine Hoffnungen, einmal ein leidlicher Schriftsteller zu werden, dazu in die Asche zu werfen.“
„Das helle Weichen ihres Fußes hinderte Anita an der sofortigen Antwort. Im Dunkel des Waldes antwortete ein zweites Pferd, und dann ließ auch der Braune Hallensteins seine Stimme erheben.
„Hallo, was ist das?“ rief Hallenstein halblaut.
„Die Garde der Frau von Heidemann, vermute ich. Es lauft aber auch...“
„Hallenstein griff dem Pferde Anitas in die Zügel. Schritt, zauderndes Fräulein. Ich möchte Sie lieber Gefähr aussehn.“
Der Weg gebelte sich. Jetzt hand der Mond umlirnen eines Straßes weißer Wolken. Es war ganz hell. Die Reiter fuhren die Waldung an der Dreiecksfläche vor sich. Ein Schall war ihr angebunden. Auf der Treppe der Kugel sah eine dunkle Frauengestalt.
„Stant Weichen nicht vor Toten?“ fragte eine dumpfe Stimme.
„Hühuh.“ machte Anita und lachte. „Dübeline, dir fehlt der Hof zum völlig Geisteshaften. Es hat noch nie ein Geheiß in Sopran gesprochen.“
„Dübeline war ausgehoben und ließ ihren Hirschfänger klirren.
„Geht euch, ihr seid meine Gefangenen.“ sagte sie mit Theaterpathos. „Ein interessantes Pärchen — das gibt hohes Köstgeld.“
„Ich habe kein Portemonnaie bei mir.“ erklärte Anita.
„Ich kann mit drei Mark achtzig dienen.“ sagte Hallenstein, „vielleicht auch nur mit drei Groschen.“
„Ihr seid poweres Gejindel. Steigt ab und trinkt einen Schuß Portwein.“
Hinter der Wildfangel trat ein Mann Dübelines hervor und hielt die Pferde.
„Das ist mein Leibknappe. Meine Reittige liegen am Gatter auf der Bauer. Ah, ich bin die Capitana. Ein ganzer Schlachtplan wurde entworfen. Aber wir finden keinen Verbredler. Unterschieden seine ich und trinke unentwegt Portwein.“
„Sie bot ihre Heidschafte an. Dabei fiel ihr Bild neuwerts auf Hallenstein und blieb dann auf Anita haften. Es war ein humoresques Fragen, aber auch ein schelmisches. Im Bild lag ein lustiges Fräulein.
Anita bestellte sich mit einer Erklärung ihres nächtlichen Wills, und Hallenstein fügte das folgende hinzu.
„Dübeline amüßte sich köstlich. „Mit: das ist wunderbar.“ sagte sie. „Läden mir eure armen Straupe nicht leid: ich könnte den Verbredler kennen. Er bringt doch mal Leben in die Ruhe. Hat sich je Bekanntschaft ereignet in unserm langweiligen Landspital? Ich konnte mich ganz mittelalterlich vor. Am liebsten wäre ich mit Knauerbrecher ausgezogen und Weibchen und mit einem Fahnenträger an der Spitze meines Heines genapbacher Knechte. Seit drei Nächten Weichen wir hier herum. Aber es passiert nichts — das ist das Entschieden. Gehehen haben wir einen jungen Dachs ge-

fangen: das ist das Gesamtergebnst unfer strategisch-katisthen Bemühungen. Ein bißchen wein, nicht wahr? Der Straupens über muß Lunte gezogen haben.“
Diese Umagerung eines Unschätzbaren machte ihr großen Spaß. Sie folgte damit den Spuren des Verdachts, den sie hatte, und der sich in bestimmter Richtung erging. Nach ihrer Ansicht war der Verbredler ein verkleideter Mann, von dem sie wußte, daß er zu Freijungs erbitterlichen Feinden gehörte. Und gerade diesen Lumpen zu fangen, hätte ihr ein besonderes Vergnügen gemacht, denn sie hatte selbst eine kleine Rechnung mit ihm anzulegen.
Es zog sie denn seit drei Nächten mit acht ihrer Leute auf die Fische. Das war an sich schon eine lustige Fahrt. Es ging geheimnisvoll zu wie in einem Indianerriege. Die acht Kerle mußten sich in aufsteiger Linie bis in die Nähe des Weichers schieben, das die Farm umgab. Und da hielten sie auf Bäume und hielten Ausschau. Sie hatten keine andern Waffen als je einen stähligen Knüttel und langen Stride bei sich. Denn Dübeline hatte es sich so gedacht: der Straupens müßte gefesselt und Freijung überliefert werden. Und dann mußte Freijung sich schon notgedrungen bei ihr begeben.
„Über es schon in der Tat, als hätte der Verbredler Lunte gezogen.“
„Ich kann meine Verfolgung doch nicht ein Jahr lang fortsetzen.“ sagte Dübeline langsam. „Drei Nächte, das geht allenfalls. Das gibt der Romanist Kahrung — zumal bei diesem Wetter. Das ist mondunabhängige Hauberknast, ist Tied und Cooper und auch ein bißchen Kinnabindi. Aber morgen schon wird mir die Gesichtige langweilig sein.“
„Ich werde einmal auf die Suche gehen.“ entgegnete Hallenstein. „Bleibst du hier. Haben eingeschloffen, gnädige Frau.“
„I bewahre, die waschen schon. Wer ich bin dabei. Fischen wir uns fachte ein wenig rechts hinter, schon um uns die Beine zu vertreten. Herr Hallenstein, übernehmen Sie die Vorhut. Die Pferde lassen wir hier.“
Hallenstein ging voraus; in einiger Entfernung folgten die beiden Damen, die Reittige der Garde, sehr vergnügt über das nächtliche Abenteuer.
„Ich bin erkrankt, Ah.“ sagte Dübeline leise; „ist die Kriegsgart zwischen dir und deinem Begleiter begraben?“
„Es machte sich so. Es war ja auch albern.“
„Wenn du selber das einsehest... Er gefällt mir übrigens besser als neulich.“
„Es liegt vielleicht nur in der Beleuchtung.“
„Was nicht sein. Seine Augen sind für Nachtlicht geschaffen. Was ich noch sagen wollte. Siehe, er hat unrecht mit seinem Knüttel. Ich habe Gegenbeweise. Ritter Hallenstein ist ein Ehrenmann durch und durch.“
„Das wußte ich ja.“
„Aber du weicht nicht alles.“
„Was weicht ich nicht?“
„Wenn ich es dir sagen wollte, würde ich eine Indiscretion begehen.“
„Dübeline, du bist schlecht. Ist ein Geheimnis um ihn?“
„Janohi.“
Anita blieb stehen. „Mein Gott...“ Ihre Hand fuhr unwillkürlich nach dem Herzen... „Ist er etwa heimlich verheiratet?“
Dübeline lachte leise auf. „Mein, mein Kind. Ich kann dir sogar mein Wort geben, daß er so unverheiratet wie möglich ist...“
„Sie umfachte und küßte Anita... „Nun still. Wir sind im Bereich der Farm. Schau über dich. Da hängt einer meiner Krieger.“
Anita sah in die Höhe. Sie sah in den Wipfel einer dicht verzweigten Richte und auf zwei herabbaumende Menschenbeine.
Hallenstein nahm seine Säge ernst. Als alter Soldat spielte er den Klauen; sichtlich lag auf seinen Schien unter den Bäumen hin, immer gedrückt von den Stämmen und vom Unterholz, bis dicht an das Draufgitter heran. Das ganze Klauen lag in leuchtender Helle. Deutlich zeichneten sich die Schäfte und die Gebilde für die Brunnenschläuche an. Der kleine Reich handelte metallisch; die Sandsteinen zwischen dem Bobengrün schimmerten feingelblich. Hallenstein sah auch die Stränge: dunkle, schweigende, bewegungslose Struppen. Er schritt in gebogener Haltung an dem Gatter entlang. Seiner Ansicht nach war der nächtliche Festzugplan Dübelines Unflut. Ihm schloß die Ueberlegung. Der Verbredler hatte die Umstellung längst gemerkt und verließ sich still in seinem Schutzmantel — oder er war überhaupt nicht gekommen.
(Korrekturen folgt.)

Schusterkünste.*)

Das einzige Beförderungsmittel sind jetzt wieder meine Beine, aber mit Vorsicht sehr ich, daß mein linker, hübschlicher, selbst „geammerter“ Stiefel, der durch die Wasserpantontinen der letzten Wochen vollkommen aufgeweicht und nie mehr trocken geworden ist, allmählich, langsam, aber sicher, aus dem Leim geht! Ich habe noch einen zweiten in Reserve, der aber so hart und steif ist, daß ich ihn bis jetzt nicht getragen habe.
„Nyambunga“ rief ich meinem neuen Boy zu, der seit dem Tode Dmaris dessen Stelle einnimmt, „bring den Stiefel meinem noch Ah und sage ihm, er soll ihn kurz in warmes Wasser legen, damit er aufweicht.“
„Ndio — ja!“
Nyambunga ist ein Nigoni aus dem Hochland von Senega, der mir schon immer durch sein nettes Aussehen, seine Intelligenz und seine Sauberkeit aufgefallen ist. Er hat sich denn auch sehr schnell an seinen neuen Dienst gewöhnt und ist mir bedeutend lieber als mein zweiter Boy Jussuf, der schon seit Jahren bei mir ist.
Nach einigen Stunden — ich habe meine Stiefel völlig vergessen — steht plötzlich Ah vor mir, den dampfenden Kopf in der Hand und sagt dreierlei:
„Tayari — fertig!“
„Was, das Essen schon?“
„Nein, istan — der Stiefel!“
„Mit einem Aua bringe ich auf und... in den Topf! Da schwimmen fröhlich die aufgewölkten Fragmente meines ehemaligen Stiefels, meines einzigen neuen Stiefels!“
Was hilft da Mut und Verzweiflung! Traurig sage ich:
„Was hast du denn da gemacht, Ah?“
„Ich habe ihn etwas zu lange brinnen gelassen!“
„Das stimmt, mein Lieber — schmeiß ihn weg — ich will ihn nicht mehr sehen.“
Es ist doch etwas Gutes um die Selbstbeherrschung!
Nun bleibt mir eben nichts anderes übrig, als wieder selbst an die Arbeit zu gehen und einen neuen Pferdehufeisen zusammenzunageln! —
Mit mehr Energie als Geschicklichkeit hebe ich mir aus dem Dadel einer alten Sackstoffs eine Stiefelschlepe zurechtgerichtet und bin nun in meine Arbeit dabei, aus den Stücken meines alten Portulieges aus Nyomanu flammenden Sattels das Seitenleder zurechtzuschneiden, das dann von einem der Schusterkünstler kundigen Werkstättig sachgemäß zusammengesetzt wird. Ich glaube, es wird eine ganz brauchbare Prothese. Wenn ich mir allerdings damals hätte träumen lassen, daß ich mit diesem Ding, nachdem ich ganz Portugiesisch-Nafrika kreuz und quer damit durchzogen, durch unsere Kolonie marschiert und ein schönes Stück von Rhodessen durchwandert habe, einst das Berliner Plaster treten würde, hätte ich es etwas eleganter gemacht!

Aus Ludwig Ganghofers Leben.

Von dem dichterischen Dreigestirn der Schilderer von Land und Leute der deutschen Alpenwelt, das sich in den Namen Angenrüber, Roßegger und Ganghofer veräußert, ist nun als letzter auch Ludwig Ganghofer aus dem Leben geschieden. Auf das glückliche michigen sich in seinem künstlerischen Charakter die ererbten Elemente seiner bayerisch-schwäbischen Heimat: Laitraji, Naturkühn und vor allem ein naturwüchsiges Humor, der sich überall zeigt aus der Nacht des Lebens zum goldenen Licht eines überzeugenden Optimismus durchdringt. Deshalb konnte Angenrüber auch seine farbenreiche Selbstbiographie mit Zug und Nacht als den „Lebenslauf eines Optimisten“ betiteln, eines Gestalters, der aus der Ueberwindung des Pessimismus die Kraft schöpft, in seinen Werken die Lebensbejahung immer und immer wieder kräftig zu betonen und

*) Dies ist eine arbeitslose Arbeit, die ich dem neuen Buche „Kritik an S. N. I.“, die Schiffe und Einträge auf den Seiten 100-105 durch das glückliche Werk von Richard W. Oberlin zum See (Verlag August Scherl G. m. b. H. Berlin). Der Verfasser kam von der „Königsberg“ her zur Truppe und machte den zehnten Teil von 1916 an bis zum Waffenstillstand mit, obwohl ihm auf der „Königsberg“ ein Stück des linken Fußes von einer Granate abgerissen worden war.

aus der Lehre, gern und freudig zu leben, als oberstes Gezieltes des Daseins zu predigen und ans Herz zu legen.
Dieser Glaube an die lebenserhaltende Kraft des Humors wurzelt so fest im Herzen des Dichters, daß er selbst Schiller als Kronzeuge für seine These, daß der Humor größer als die Tragik sei, heranzuziehen magte. Es war in dem selbigen Jahre des vorigen Jahrhunderts, als Ganghofer in München mit Richard Alexander zusammentraf, dem späteren unvergessenen Komiker des Berliner Residenz-Theaters, der damals am Gärtnerplatz-Theater in München noch tragische Rollen spielte. „Im Laufe der Uhrerhaltung hatte er den Schauspieler, dem er später das Zeugnis ausstellte, daß er „in dem frohen, schönen Bau seines Lebensglaubens eine tragische Wand geworden sei“ zu überzeugen gesucht, daß in ihm das Zeug zu einem großen Komiker stehe. Um die Einwände des in einem Künstlerlos getränkten Schauspielers zu entkräften, hatte Ganghofer auch darauf hingewiesen, daß alle ganz großen Dichter, Homer, Shakespeare, Goethe, Schiller, Moliere gewesen seien. „Nach Deiner Definition“, wandte Alexander ironisch ein, „wäre dann also Schiller ein ganz großer Dichter gewesen, denn der hat die Menschen nicht lachen gemacht.“ Das ist ein Irrtum“, entgegnete Ganghofer. „Schiller als Mensch hatte wohl Humor. In seinem Leben steht der Humor deutlich neben der Tragik. Schiller ist aber nicht all genug geworden, um den Humor seines Lebens und Leidens auch groß hinüber zu haben in seine Kunst. Hätte Schiller zwanzig Jahre länger gelebt, er hätte sich als einer der größten Humoristen aller Zeiten erweisen.“ „Weißt Du was?“, hatte Alexander, wie Ganghofer, in seinen Lebensjahren ertragen erzählt, ärgerlich eingeworfen, „steig mir den Bude! hinauf!“ (In Wahrheit hat er sich sogar noch ungleich weniger parlamentarisch ausgedrückt). „Wo steht Du? Ich wußte es ja, Du bist ein echter Humorist“, schloß Ganghofer lachend das Gespräch. „Mit einem einzigen Wort vermocht Du dem ernsthaften Gespräch eine heitere Wendung zu geben.“
Ganghofer, der anfangs Ingenieur werden wollte und zu diesem Zweck das Münchener Polytechnikum besuchte, hatte sich bald von dem schönen Künsten befreit und insbesondere von der Literatur einlassen lassen. Als er sich 1878 in Berlin zur Promotion vorbereitete, begann er seine Doktorarbeit in der besten Weise, sich als Literarhistoriker zu qualifizieren. Er hatte sich auch tatsächlich mit einer geachteten Dissertation über Fichtard und Nabelas als Historiker in die Literatur eingeführt, war aber bald von Fichtard und Nabelas wieder abgelenkt und hatte sich mit der frisch-fröhlichen Energie, die ihn auszeichnete, entschlossen, hat der Geschick e lieber selbst Literatur zu machen. Der bekannte bayerische Schauspieler und Dramatiker Hans Neuert erwieß sich bei dem in die Richtungswende als zurechtlassiger Schrittmacher. „Eines Tages besprachen beide einen dramatischen Stoff, der dem üblichen Neuert gefiel, und eine Woche später hatte Ganghofer „Schwimmstühle von Ammergau“ das Licht der Welt erblickt. Er machte den Namen seines Dichters bald berühmt. Der nachfolgende Erfolg, den das Volksstück in München und Berlin erlangte, brachte Direktor Jauner bewegen, Ganghofer die Stelle eines Dramaturgen am Wiener Ringtheater anzubieten, wo der „Herrgottschiller“ seinen großen Publikumsenergie erneuerte. Wieder erfolgreich als sein Debut auf der Wiener Bühne ließ der Antrittsbuch, den Ganghofer seinem hochverehrten Meister Angenrüber überreichte. Er trat, als ihm nach schüchternem Körper die Tür geöffnet wurde, in einen großen, von Tabak und in erfüllt den Raum. Bei seinem Eintritt hatte sich Angenrüber, die lange Pfeife in der Hand, erhoben. Er schien aber über die Einladung recht unwillig, und als der Besucher endlich die Einladung zur Erstausführung seines Stückes im Ringtheater angenommen hatte, schüttelte Angenrüber energisch den Kopf und sagte: „Nal! Wann i a Eild gehen will, schreib i mar selber aus.“ Dies hören und sich Refus nehmen, war für Ganghofer eins. Meister Angenrüber gab dem jungen Dichter aber bald Gelegenheit. Als er ihn ein paar Tage später auf der Straße traf, hielt er ihm mit der Hand seines besten Stodes und wußte ihn über die Kritik der Presse, die den „Schwimmstühle“ als eine plumpe Nachahmung Angenrübers beschuldete, mit dem ermunernden Worten: „Wah! ma gar lo und mir auf Eild gehen und schreiben hat, daß ich mir doch die